

## Der Terror der Zeit

### Warum die Nostalgie um sich greift - in Ost wie West

von Michael Schindhelm | 31. Oktober 2001 - 13:00 Uhr

Sie hätten bereits vor einer Stunde den Feinmechaniker bestellt. Der Fehler werde gewiss jeden Augenblick behoben. Man sieht dem dunkelhäutigen Portier des Berliner Hotels an, dass er diese Antwort heute Morgen schon ein paarmal gegeben hat. Hinter ihm über der Rezeption hängen fünf Uhren auf einer Weltkarte. Die Uhren geben Ortszeiten von New York, Tokyo, London, Johannesburg und Berlin an. Ausgerechnet die Berliner Uhr geht auffällig falsch. Es ist nicht zehn vor neun, sondern gleich halb zehn. Die Assoziation lässt sich nicht verhindern: coloured people time. So nennen Afroamerikaner in den USA das Zeitempfinden ihrer Kultur im Gegensatz zum Richtmaß der white people time. Coloured people time - CPT - könnte zu Deutsch heißen: In der Ruhe liegt die Kraft. Wir sind ja im Ostteil Berlins. Schon stellt sich das Gefühl ein, die Uhren gingen hier eben immer noch anders. Nach wie vor dauert alles ein bisschen länger, vom Auftragen eines Pfefferminztees bis zur Ankunft des Taxis. Deshalb steht man schließlich unverhofft eine Weile auf der Straße und fährt mit gegen das Streulicht geduckten Blicken die benachbarten Glas- und Stahlfassaden auf und ab. Entrückter Glanz ringsum, erste und zweite Moderne sind eine hybride Verbindung eingegangen, das hier ist doch Ostberlin und nicht Boston, denkt man, und dass solch entrückter Glanz früher den Ausruf provoziert hat: Sieht aus wie im Westen!, während einem inzwischen angesichts makelloser architektonischer Innovation im Westen schon einmal der Gedanke entfährt: Sieht aus wie im Osten!

Aber ein paar Schritte weiter, inmitten neuer Pracht, steht wacker das heimelige Arrangement von gestern. Das Gebäude gehört dem russischen Staat und dient kultureller Präsenz aus dem einstigen Lande Lenins. Im Foyer riecht es plötzlich wie am Jaroslawsker Bahnhof, der Pförtner versieht vermutlich seit Eröffnung des Hauses vor 17 Jahren - damals der Pflege deutsch-sowjetischer Freundschaft geweiht - sein Amt, der Fahrstuhl, in vertrautes Sprelacart gekleidet, bebt bei Anfahrt heftig auf und ab, Unsicherheit kommt auf, ob es nach oben geht oder in schwarze, labyrinthische Keller, und schließlich doch oben angekommen, öffnen sich Türen aus Spanplatten, dahinter prangen Teppiche usbekischer Knüpfkunst an den Wänden, die Plastikdeckenverkleidung hängt an manchen Stellen müde herab, und in den Falten der Dederon-Stores raschelt eine zu Ende gegangene Epoche.

Uhren gehen überall einmal nach, Gebäude wie dieses gibt es auch in Hamburg oder Zürich, aber hier, in der Friedrichstraße, der glitzernden Straße zum Besten, einer Zukunftsavenue für glotzügige Touristen aus Schweinfurt und Esslingen und ins Handy vertiefte Bundesangestellte, hier hat alles seine Signifikanz. Wir sind schließlich im Osten, wo der Osten sich selbst abgeschüttelt hat. Und seine Leute. Denn aus Friedrichshain oder Treptow oder gar Marzahn kommt man hier eigentlich nie her. Die Uhren von Berlin Ost gehen anders, und seine Menschen bleiben woanders. So das Klischee. Die Ostdeutschen hätten sich immer noch nicht an den neuen Takt gewöhnt, der Aufbau Ost hätte längst

seine Vehemenz verloren, auf den kleinen Fortschritt seien viele Rückschritte gefolgt, das Diktum von blühenden Landschaften habe sich in einer seltsamen Kunstblüte erfüllt, die Menschen hier, die anfangs auf der Straße so heftig Freiheit und Marktwirtschaft gefordert hätten, säßen, sofern sie nicht in den Westen auswandern, nun enttäuscht daheim und brummelten verdrossen ihre Ressentiments gegen die neue Zeit vor sich hin, schluckten den Einheitsfrust mit Köstritzer und Vita Cola runter, rauchten dazu eine F-6, ihre Kinder bearbeiteten die Zähne wieder mit Putzi-Creme, und zum Frühstück würde Burgerknäcke serviert. Die Ostdeutschen seien pathologische Nostalgiker.

So die Projektion und oft auch die Selbstprojektion. Ein Politologielehrer aus Frankfurt/Oder, der als hervorragender Kenner der Szene gelten soll, erkannte in dieser Zeitung vor ein paar Monaten an jenem Menschenschlag sogar den "atomisierten Menschen ohne Geschichtsbewusstsein und überlieferte Wertesysteme, ehrfürchtig den Staat anbetend, der seine Existenz sichert und sein ganzes Leben organisiert": den Homo sovieticus. Es herrscht tatsächlich allgemeine Ratlosigkeit, vor allem im Westen. Da haben sie doch nun alles gekriegt, was sie wollten, die Freiheit und die D-Mark und die Marktwirtschaft, man hat sich Mühe gegeben mit ihnen, hat ihnen Zeit gegeben, sich an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen, hat Nachsicht gezeigt und Solidarität, als die aus der DDR geerbten Kalamitäten in Wirtschaft und Umwelt immer monströser zutage traten, hat gezahlt und gezahlt, und nun diese hemmungslose Nostalgie, und die Leute sind unzufrieden. Das Land steht auf der Kippe. Das paradoxe Verhalten, erst frenetisch nach der Einrichtung des Westens zu verlangen und, nachdem sie da ist, sich einer überspannten Sehnsucht nach der einstigen, doch eigentlich dürftigen Idylle zu überlassen, wurde schon in den frühen neunziger Jahren als Gegenwartsverweigerung interpretiert und hat helle Empörung aufflammen lassen. Bald nahm diese Empörung der hypotrophen Nostalgie das N, um der Einmaligkeit solchen Verhaltens und solcher Undankbarkeit einen signifikanten Ausdruck zu verleihen.

Dem ewig Neuen ausgeliefert

Das Klischee trifft zu, lässt aber einen entscheidenden Zusammenhang dunkel.

Nostalgie ist ein starkes zeitgemäßes Gefühl, aber nicht nur in der ehemaligen DDR. Ostalgie ist vielleicht nur die deutlichste Erregung eines Unbehagens, dessen Ursachen und dessen verstärkte Verbreitung - auch im Westen - im sozialen Umschwung der neunziger Jahre liegen. Der krasse Wandel aller Lebensumstände evozierte im Osten Deutschlands und wohl überhaupt im Osten Europas eine Inflation des Neuen, die in mäßigerem Tempo allerdings auch über den Westen hereingebrochen ist. Wer im Abstand von einigen Jahren Städte in Sachsen, Thüringen oder Mecklenburg-Vorpommern besucht, erkennt sofort das Ausmaß der Veränderungen. Nach elf Jahren sind die Innenstädte von Erfurt oder Schwerin nicht wiederzuerkennen. Immer neue und wieder erneuerte Autobahnen nehmen unermessliche Verkehrsströme auf, jeder Haushalt verfügt über die trendigsten Kommunikationsmittel, Universitäten und Theater werden mit neuester Betriebstechnik ausgestattet, innovative Industrien etablieren sich und schaffen wenige,

aber edle Arbeitsplätze. Die Ruinen der DDR sind planiert, der Dreck des Sozialismus ist fortgekehrt. Die Jahre nach 89 lassen sich als ein akzelerierter Zeitraffer begreifen: Buchstäblich wurde die Hardware einer Epoche - in Gestalt halb verfallener Urbanität - weggerafft.

Zunächst konnte die Angleichung nicht schnell genug gehen. Die Stunde schien gekommen für eine generelle Entsorgung der Vergangenheit. Tatsächlich ist, so gesehen, die DDR verschwunden und die Einrichtung des Westens vollzogen. Mit nachträglich erschütterndem Tempo der totale Szenenwechsel. Stadtansichten von Chemnitz und Hagen, Erfurt und Nürnberg bieten sich zum Vergleich an, und der Osten schneidet dabei in der Regel besser ab.

Doch hinterlassen Restauration und Innovation einen zwiespältigen Eindruck.

Der Geruch von Farbe, die Buntheit der Fassaden lassen die Patina gelebter Urbanität vermissen. Die Städte, das Land überhaupt, sie erzählen immer weniger über die Vergangenheit, aus der ihre Bewohner gekommen sind. Grauer Rauputz, Sprelacartwände, Dederon-Gardinen, der Gestank von Auspuffgasen und verbrannter Braunkohle, das war nicht schön, aber es bildete die wenn auch triste Aura eines Lebens, von dem man sich hastig und endgültig verabschiedet zu haben glaubte und das nun seinen Erinnerungsanspruch geltend macht. Der Druck der Innovation, die permanente Aufforderung, umzudenken, Vertrautes wegzuwerfen, Risiken zu wagen, flexibel zu sein, werden durch Gegenwartsverweigerung kompensiert. Verschwindigkeit, so könnte man das Phänomen dieser Verluste beschreiben, produziert Nostalgie. Sie ist eine aus der Asymmetrie der Zeit aufkeimende Protestregung und nährt einerseits eine ins Nichts unwiderruflich verlorener beziehungsweise abgestreifter Vergangenheit gehende Sehnsucht und andererseits die Skepsis gegenüber einer terroristischen und das Leben als ständige Veränderung dekretierenden Zukunft.

In Nostalgia erzählt Andrej Tarkowskij die Geschichte des leibeigenen russischen Komponisten Sosnowskij. Dieser Leibeigene wurde von seinem Gutsbesitzer zum Studium nach Italien geschickt, wo er sich jahrelang aufhielt und mit großen Erfolg Konzerte gab. Selbst dieser Erfolg rettete ihn nicht vor der Nostalgie. Der Mann wird von Heimweh verzehrt. Er entschließt sich, in seine Leibeigenschaft nach Russland zurückzukehren, wo er sich kurz darauf erhängt. Tarkowskij spricht von den Russen als schlechten Emigranten und einer tragischen Unfähigkeit zur Assimilation. So mag die wirkliche Seelenverwandschaft zu den Ostdeutschen aussehen. Inzwischen erleben wir verschiedene Formen von Migration. Entweder der Mensch bewegt sich oder seine Umwelt oder beides. Während Emigranten und Vertriebene in der Fremde notdürftig an soziokulturellen Ritualen ihrer Heimat festhalten, erleben die Bleibenden, wie sich die Welt in ihrer Umgebung transformiert, sich neue Architekturen, Kulturen, Kommunikationsformen etablieren und sie selbst in der Zentrifuge der Innovation an den Rand gedrückt werden. Die einen

gehen in die Fremde, zu den anderen kommt sie. Beide Bewegungsformen, Exodus und Heimatentfremdung, verschärfen im Osten Spannungen, die global auftreten.

Dabei hat die Geschwindigkeit der Verwandlungen überall - nicht nur in Ostdeutschland - jedes vertraute Maß verloren. Die Moden und Trends, die guten und schlechten Nachrichten kommen und gehen mit rapide steigender Frequenz. Die Produkte unserer Arbeit rinnen durch unsere Hände, die Quellen scheinen unerschöpflich zu sein, die Müllschlucker unersättlich. Die totale Migration lässt Anvertrauen nicht mehr zu. Man ist im Strom, und Ströme ziehen vorüber.

Die Entfremdung von der sozialen Umwelt führt auch zur Entfremdung von der Zeit. Das Diktat der Dauerbewegung schwört unentwegt auf Zukunft ein. Sie und nichts anderes sollen wir im Blick haben. Die Gegenwart verschwindet. Wir haben keine Zeit, heißt: Die Gegenwart ist uns abhanden gekommen. Sie aber hat bislang dem Einzelnen wie dem Gemeinwesen die Sicherheit gegeben, in einer bestimmten Zeit zu leben. Heute jedoch leben wir vor einer Zeit. Zum einen entwickeln wir immer perfektere Methoden, die Zeit zu messen und effizient zu verwerten, zum anderen gerät sie selbst in den Entfremdungs- und Objektivierungsstrudel. Die Zeit wird anonym und flüchtig, sie ist nicht mehr unsere Zeit. Laut Jeremy Rifkin ist aber der Mensch das einzige "zeitbindende" Lebewesen. Wird die Zeit zerhackt, setzen wir uns dem Sog der polychronen Zeitströme aus, lernen wir, möglichst viele Dinge gleichzeitig zu tun, heute hier und morgen dort zu leben, zappen wir rascher durch die Kanäle, planen wir unsere Städte wieder und wieder neu, beschleunigen wir Vernetzungs- und Synchronisationssysteme, statten wir uns in kürzer werdenden Abständen mit schneller fahrenden Wagen aus, lassen wir immer zeitsparendere Maschinen für uns arbeiten, dann ist dies ein freiwilliger Angriff auf unsere Freiheit. Mit der Computerzeit scheint die Zeitbindung gelöst zu werden.

Rifkin: "Die computerbearbeiteten Ereignisse existieren in einem Zeitbereich, den wir nie werden erfahren können. Die neue ‚Rechenzeit‘ stellt die endgültige Abstraktion der Zeit und ihre Trennung von menschlicher Erfahrung und den Rhythmen der Natur dar.

Nach dem Urknall war das Universum in makelloser Ordnung. Mit der Zeit, die nun in die Welt kam, wich diese Ordnung. Mit fortschreitender Zeit wächst das Chaos. Noch immer gibt es Paradiese, in denen auch die Ostdeutschen als Zukunftsnarren und Hektiker gelten würden, Gesellschaften der Steinzeitökonomie, in denen zum Beispiel das Arbeiten an zwei aufeinander folgenden Tagen verboten ist. Jede zeitsparende Erfindung hat die Arbeitsbelastungen erhöht. So haben Bauersfrauen in den zwanziger Jahren ohne Elektrizität weniger Zeit auf Hausarbeiten verwendet als die Hausfrauen in den Vororten unserer Städte, die mit ganzen Maschinenparks ausgerüstet sind.

Der Sozialpsychologe Robert Levine hat beschrieben, wie etwa Ende des 17.

Jahrhunderts in Holland billiges Fensterglas auf den Markt kam und es daraufhin unmöglich wurde, den Schmutz in den Häusern weiter zu ignorieren.

Wir können uns nicht an beliebig rapide Veränderungen anpassen. Unser natürliches Zeitphlegma mag daher rühren, dass Intelligenz mit der Geschwindigkeit des Denkens zusammenhängt. Hätten wir schnellere Reflexe, so meint Douglas Hofstatter, dann erhielten wir auch andere Weltbeschreibungen.

Stattdessen leiden wir an einer fortschreitenden Unfähigkeit, zu altern und zu reifen. Gegenüber den ultimativen Innovationen von morgen sind wir immer unschuldige und ahnungslose Kinder. Je schneller sich alles verändert, umso rascher verschleißeln sich Erfahrungen. Was Hänschen gelernt hat, braucht Hans nimmermehr. So fördert die Transformation der Gesellschaft sozialen Infantilismus. Die Ostdeutschen haben nach 1989 erfahren, was es heißt, sich neue Alphabete und Zeichenrepertoires aneignen zu müssen. Anstatt die Garantie für Lebenserfahrung zu sein, war biologisches Alter oft Behinderung dringender benötigter neuer Lebenserfahrung. Der Jugendlichkeitskultus unserer Zeit lässt sich so erklären: Wer jung ist, fliegt am flottesten. Und ist möglichst immer der Erfahrung voraus.

Die Gegenwart wird verweigert

Der Mensch gibt sich immer weniger Zeit. Sogar zum Trauern. Die amerikanische Schlafgesellschaft hat errechnet, dass im Verlaufe des 20. Jahrhunderts das Schlafpensum in den USA um 20 Prozent gesunken ist. Je besser wir die Zeit beherrschen, umso weniger haben wir von ihr. Und: Je besser die einen die Zeit beherrschen, umso weniger haben die anderen von ihr. Jeremy Rifkin kommt nämlich zu dem Schluss, Zeitarmut sei auch materielle Armut. "Zeitnot und materielle Not bedingen einander tatsächlich ... die, die am meisten gegenwartsorientiert sind, werden in eine Zukunft mitgerissen, die andere für sie entworfen haben." Zeit ist aber nicht einmal mehr Geld. Vielmehr heißt es immer häufiger: Zeit oder Geld. Eine repräsentative Umfrage in den USA hat 1991 erbracht, dass zwei Drittel der Befragten Gehaltskürzungen für mehr Zeit in Kauf nehmen würden. Diese Bereitschaft war unabhängig von Altersgruppe, Bildungshintergrund oder wirtschaftlichem Status ausgeprägt.

Der Verlust der Zeitbindung, das Verschwinden persönlicher Zeit, lässt sich auf zweierlei Weise lesen. Zum einen ist Zeit als eine Ressource zu sehen, die wie alle anderen Ressourcen dem Markt unterworfen wird. Von der Messung über die Ökonomisierung zum "Aussterben" der Zeit verläuft die Evolution der Evolution. Zum anderen hat die Erforschung der Zeit selbst zu einer Entfremdung geführt. Je genauer wir die Zeit verstehen, umso deutlicher wird auch, dass die Bindung an eine persönliche Zeit immer eine Illusion gewesen ist. Die Zeiger rücken unerbittlich vor, es gibt keine Absolution, keinen Augenblick, der zum Verweilen einlädt. Die Stunden kommen und gehen, und keine gehört dir. Die Zeit ist niemandem untertan. Mehr denn je gräbt sich diese Gewissheit ins Bewusstsein. Andere Kulturen mochten den Sonnenstand zurate gezogen haben,

die Astronomen und Seefahrer des vorigen Jahrhunderts hielten sich noch an das Royal Observatory von Greenwich, heute herrscht Weltzeit. Anonym, aber zuverlässig schreiten die Stunden, gemessen in Hochfrequenzanordnungen. Die Aura einer persönlichen Zeit ist entzaubert. Im Rücken den Urknall, vor sich das Chaos des auseinander schießenden Universums, rückt der Mensch, tiefer hineingestoßen in die Paradoxien der Zeit, wieder ein bisschen weiter an den Rand.

Nostalgie ist die Verweigerung einer Gegenwart, die keine mehr ist. Gegenwart ist heute der Vorhof der Zukunft. Überhaupt hat die Gegenwart eine kurze Karriere gehabt. Das Wort hat seine heutige Bedeutung erst im 19. Jahrhundert erlangt. Heidegger verstand Zeit als "Abfolge des Jetzt". Es könnte sein, dass wir diesem Jetzt nicht ewig folgen können, dass es sich von uns abwendet. Dies ist gewiss eine tiefe Erfahrung vieler Ostdeutscher. Sie wird sich im Gegensatz zu anderen Einsichten nicht so schnell verschleifen.

Stattdessen könnte es sein, dass sie schon jetzt von vielen geteilt wird, für die 1989 ein Jahr war wie alle anderen.

**COPYRIGHT:** DIE ZEIT, 45/2001

**ADRESSE:** [http://www.zeit.de/2001/45/Der\\_Terror\\_der\\_Zeit](http://www.zeit.de/2001/45/Der_Terror_der_Zeit)